Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Martino Lunghis Meerkatze
Autor: Känel, Friedrich von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572239

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nach dem ewig unaussprechlich Schönen im Herzen brennt, — hier wird diese Sehnsucht Stillung finden.

Es ist gewiß, daß man bei diesen Werken einer künstlerischen Arbeit gegenübersteht, die anders bewertet zu werden das Recht hat als weitaus das meiste von dem, was man an Plastik etwa auf Ausstellungen zu Gesicht zu bekommen gewohnt ist: dort begegnet man Talenten, vielleicht sogar starken Talenten, hier aber sieht man den schöpferischen Genius am Werk, dessen wirkliche Größe man wohl kaum noch ahnt und der der bildenden Kunst neue Ziele zu weisen, neue Möglichkeiten zu erschließen berufen ist. Aber merken muß man so etwas, bevor es zwanzig Jahre zu spät ist. Jetzt ist Bossard in der vollen Kraft des Mannesalters, jetzt ist er zugleich in der vollen Reife der Künstlerschaft, jetzt sollte er in die Lage versetzt werden, in großem Stile zu produzieren!

—i.

Martino Lunghis Meerkatze.

Italienische Novelle von Ernst Lundquist.
Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

(Fortsetzung statt Schluß). Nachdruck verboten.

Martino stand eines Tages in der Gasse neben dem Kapitol und plauderte mit seinem alten Freund, dem Maler Andrea Sacchi, und ein paar andern. Sie waren draußen gewesen und hatten wie gewöhnlich gezecht, und ihre Köpfe waren noch ein wenig umnebelt von dem starken Syracusaner, den sie gekostet. Da kam ein junger Bettelmönch die Straße daher mit seinem Almosentopf am Arm und an seinem Rosenkranz fingernd.

„Holla, Jüngelchen," schrie Martino und strich mit der Hand über seinen kahlen Scheitel, „hast du so schnell gelebt, daß du das Haar verloren, oder hat dir irgend eine Delila hier im Dirnenviertel deine Locken abgeschoren?"

Es blitzte auf in den Augen des jungen Mönchs; aber er antwortete mit erkämpfter Demut: „Weißt du nicht, daß wir die Tonsur zur Erinnerung an die Dornenkrone unseres Erlösers tragen?"

„Du Heuchler! Wollen sehen, ob nicht mein Ercolino dir die Krone abschlagen kann!"

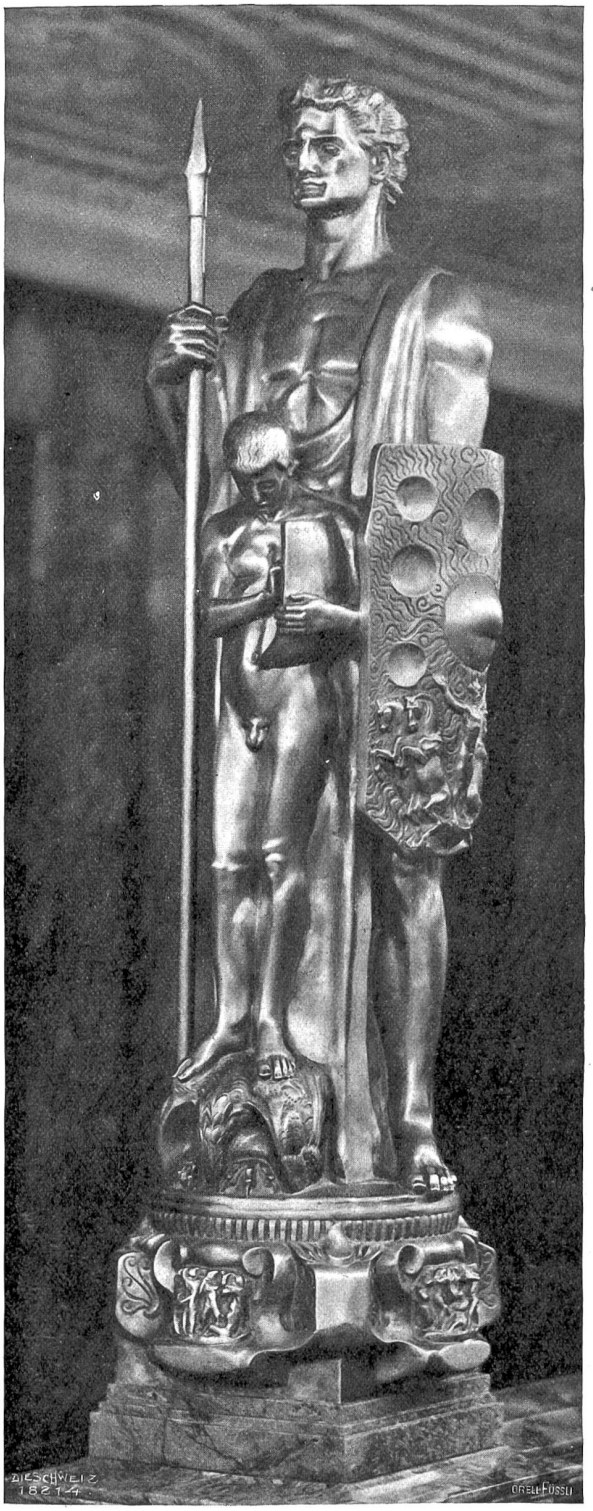
Damit zog er den Degen, zielte nach der Tonsur und hieb zu, sodaß Stücke der Schädeldecke herumflogen und der Mönch ohnmächtig liegen blieb.

„Was hast du getan?" rief Andrea Sacchi erschrocken. „Laufe! Ich höre die Sbirren drüben in der Gasse."

Martino war sogleich nüchtern. Er lauschte: es ließ sich wirklich das Geklirr von Partisanen von der Seite des Kapitols her hören. Im nächsten Augenblick sah man ihn mit Siebenmeilenschritten in der Richtung des Campo Baccino davonrennen, und dort schlüpfte er zur Tür der Kirche Sant' Adriano hinein, die glücklicherweise offenstand.

Diese Kirche wurde nun ein paar Jahre lang sein Asyl. Hätte er sich am hellen Tag vor ihre Tore hinaus gewagt, so würde er verhaftet und gehängt worden sein. Im Anfang mußte er sich Tag und Nacht in der Kirche selbst aufhalten, und Terenzia trug ihm Essen zu; aber nach und nach wußte er sich auf guten Fuß zu stellen mit den Mönchen in dem mit der Kirche zusammengebauten Kloster, und sie gaben ihm dort eine Zelle und die Erlaubnis, die Kost mit ihnen zu teilen, wofür er ihnen mit Rat und Tat die Kirche reparieren half, die alt und baufällig war. Er erheiterte die Mönche mit seinen Geschichten, wobei er nicht gerade mit den saftigsten herausplatzte. Schließlich kam er so in Gunst bei ihnen, daß er sich in den Nächten, in eine Mönchskutte gekleidet, hinausschleichen durfte, und dann führte sein Weg meistens zu Andrea Sacchis Studio, berühmt wegen seiner nächtlichen Trinkgelage mit lockern Weibern, und wenn er vor Tagesgrauen ins Kloster zurückschlich, so brachte er vielleicht eine schöne Wachtelpastete und ein paar Foglietten feurigen Marinowein von Andreas' Bestem mit sich.

Nach und nach wurden diese nächtlichen Ausflüge seltener. Martino hatte jetzt wohl auch ausgetobt; er war neununddreißig Jahre alt. Aber gerade, als die Arbeit der Kirchenreparatur ein Ende nahm und die Zeit ihm im Kloster lang zu werden begann, wurde Papst Urban zu seinen Vätern, den Barberinis, versammelt, und der neue Papst Innocentius, vom Geschlecht der Pamfili, der die Familie Barberini haßte und verbannte, be-



Johann Bossard, Zug-Hamburg. Apollon mit Orpheus.
Doppelstatue aus Goldbronze im Kasino zu Bern. Geschenk des schweiz. Bundesrates und der Berner Regierung.

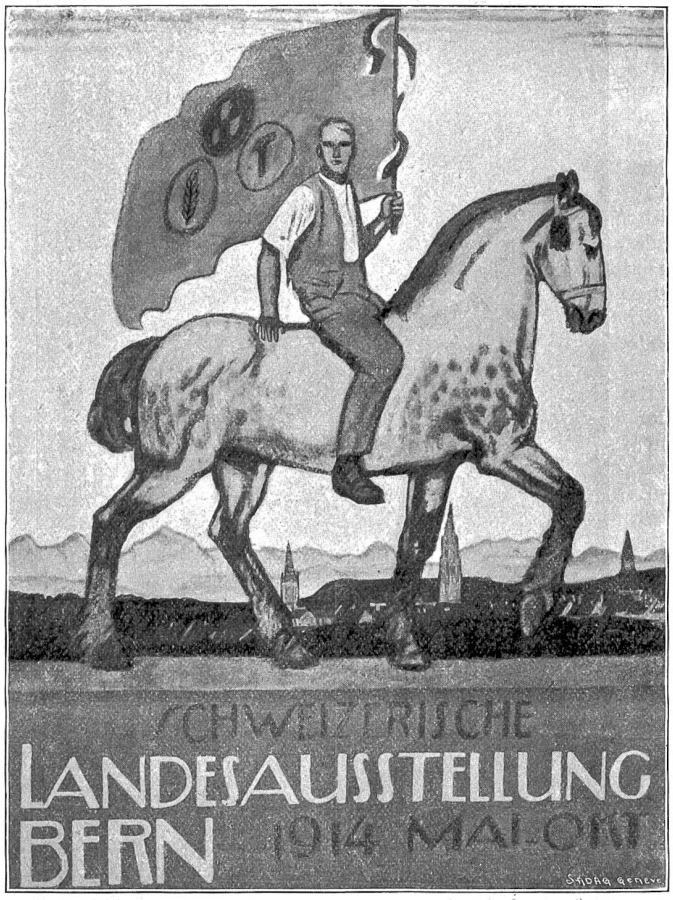
eilte sich, allen Amnestie zu erteilen, die unter der Regierung seines Vorgängers eingekerkert worden waren. Martino Lunghi zog also wieder hinaus in sein liebes Rom, frei und keck und mit seinem kleinen Herkules an der Seite wie früher.

Nach des Vaters Tod hatte er mit seiner Mutter in einem der Häuser Roms gewohnt, über die er verfügte, einem ansehnlichen Gebäude am südlichen Ende der Piazza S. S. Apostoli, mit einer mit Fresken schön bemalten Fassade, auf der man Papst Pius V. den Kommandostab seiner Flotte an den Admiral Don Marcantonio Colonna übergeben sah. Dort zog Martino wieder ein und lebte ein paar Wochen lang verhältnismäßig ruhig und friedlich, bis ihn die Mutter mit Heiratsplänen zu plagen begann. Sie fühlte sich bereits alt werden und konnte nicht ruhig ins Grab steigen, solange sie nicht wußte, daß ihr wilder Sohn eine gute und schöne Frau habe, die ihn wenigstens an den Abenden zu Hause zurückhielte. Aber gerade dazu hatte Martino keine Lust. Wohl war er während der Klosterjahre bis zu einem gewissen Grad besonnener geworden; aber es war noch viel zu früh, der goldenen Freiheit des Junggesellen zu entsagen. Er suchte den Bitten der Mutter mit Scherzen zu begegnen, solange er konnte; doch als er sah, daß er ihr durch seine Weigerung wirklichen Kummer bereitete, er, der immer nur schwer etwas abschlagen konnte, wenn man ihn dringend darum bat, gab er endlich seine Zustimmung, aber unter der Bedingung, daß er selber wählen dürfe. Damit mußte Sora Terenzia sich begnügen, und sie merkte nicht, daß er sich ins Fäustchen lachte.

Er glaubte es sich nämlich so gut ausgedacht zu haben. Eine schöne Frau, die mit ihren Reizen ihn an den Abenden zu Hause zurückhalten sollte, per Bacco, eine solche wollte er gewiß nicht. Eine Frau — nun ja, wenn es der Mutter Vergnügen machen konnte — aber in diesem Fall eine häßliche, eine wahre Vogelscheuche, die nicht wagen durfte, Ansprüche an ihn zu stellen, und in die er sich nicht verlieben konnte; denn war er einmal der Gewalt Cupidos verfallen, so wußte er, daß die beiden Frauen daheim ihn mit einem Seidenfaden führen könnten, wohin sie wollten. Er hatte just vernommen, daß zu Velletri ein vermöglicher Weingärtner wohnte, der eine Tochter, Giovanna, besaß, so entsetzlich häßlich, daß der Wein, wie man behauptete, in seinen Fässern sauer wurde, wenn sie zufällig daran vorbeiging, ehe man ein Ave darüber hatte sprechen können. Uebrigens sollte es eine ehrbare, bescheidene Person sein, dazu nicht zu jung, und würde auf ihn achtgeben, so behauptete der Wirt seiner Stammtaverne, der sie kannte; der Weingärtner pflegte nämlich dort seinen Wein zu verkaufen. Und so wurde die Sache verabredet. Die Hochzeit sollte im nächsten Monat stattfinden, zu welcher Zeit der Bräutigam sich in Velletri einfinden wollte. Auf die Frage seines Schwiegervaters, ob er nicht vorher seine künftige Frau sehen wolle, antwortete er, daß dies nicht nötig sei.

Sora Terenzia war ein wenig verwundert darüber, daß der Sohn sich so binden konnte, ohne seine Braut je gesehen zu haben; aber die Mitgift war ja ansehnlich, und weshalb der Velletriwein sauer wurde, das hatte Terenzia von niemandem vernommen. Da Giovanna wegen der schnellen Ausstattungsarbeit keine Zeit hatte, nach Rom zu fahren und sich zu zeigen, wollte Sora Terenzia mit ihrem Sohn nach Velletri reiten, um mit dem Mädchen Bekanntschaft zu machen. Aber es war merkwürdig: so oft sie mit Martino darüber sprach, hatte er gerade unheimlich zu tun mit dem Kirchenbau drunten an der Triviumfontana, mit dem er soeben begonnen hatte, und die lange Reise allein zu machen, wagte sie nicht. Er bat sie, zu warten; aber als er endlich kam und erklärte, daß er jetzt Zeit habe, da traf es sich, daß es gerade Freitag war, an welchem Tag kein Christenmensch eine Reise unternimmt. Am Sonntag, vierzehn Tage vor der Hochzeit, hatte Martino indessen versprechen müssen, sie zu begleiten; aber als man die Reise antreten wollte, zeigte es sich, daß der Maulesel, auf dem Sora Terenzia reiten sollte, so hochbeinig wie ein Kamel war, sodaß es der Alten schwindlig geworden wäre, wenn sie so hoch droben hätte thronen müssen, und dazu war das Tier — gegen den bösen Blick natürlich — mit einem geradeaufstehenden Fuchsschwanz und einem dito von der Brust herabhängenden ausgestattet, dazu noch mit ganzen Bündeln Glocken, Sperberfedern und Beschwörungshörnern; es würde geradezu lächerlich gewesen sein für eine ehrbare Bürgersfrau, auf solche Weise durch die Straßen Roms zu reiten zu einer Zeit, wo alle Leute zur Messe gingen. Sora Terenzia begriff jetzt, daß der Sohn sie nicht nach Velletri reisen lassen wollte, um seine Braut zu sehen; sie gab darum den ganzen Reiseplan auf und ging nicht einmal auf die Hochzeit; denn sie war jetzt zornig. Es juckte sie förmlich in den Fingern, als sie nach dem Stock ihres armen Onorio in der Ecke schielte.

Nun sollte die Hochzeit stattfinden, und Martino reiste ab. Er wollte in zwei Tagen mit seinem Weib zurückkehren; aber er blieb länger als eine Woche aus, und dann erschien er ganz unerwartet eines Abends nach Dunkelwerden. Sora Terenzia verstummte völlig, als sie die Sohnesfrau sah. Ein häßlicheres Weib hätte sie nicht finden können, und wenn sie mit Kerzen und Laternen in sieben Königreichen gesucht hätte. Klein und schwärzlich war es, mit einer Nase wie ein Entenschnabel, breitem Mund, zottigem Negerhaar, das bis in die Augen herabwuchs, und das Gesicht voller Blatternarben. Aber Giovanna hatte die weißesten Sammethände und eine prächtige Zahnreihe, die bläulichweiß schimmerte, und als Terenzia am folgenden Morgen unerwartet die Schlafkammer betrat, nachdem Martino ausgegangen war, und die Schwiegertochter



Emil Cardinaux, Muri-Bern. Plakatentwurf („Reiter") für die Schweiz. Landesausstellung 1914, mit dem I. Preis gekrönt.

aus dem Bett steigen sah, da ergriff sie eine tiefe Verwunderung über die herrlichen Venusglieder. So schöngeformt waren sicher nicht einmal die Marmorgöttinnen im Kunstkabinett des Papstes!

In den ersten Tagen war es sehr still im Hause. Die Neuvermählten schienen sich in Gegenwart dritter Personen nichts zu sagen zu haben. Martino ging umher und zeigte sich verlegen, und Sora Terenzia schwieg und machte Beobachtungen; sie wußte nicht, was sie glauben sollte. Aber als sie am dritten Tag gefrühstückt hatten und Martino wieder an seine Arbeit gehen wollte, fragte Giovanna mit ihrer tiefen weichen und doch ruhigen Stimme: „Ist dir der Ercolino nicht im Weg, wenn du arbeitest, Martino?"

Er antwortete nur mit einem verlegenen Brummen, und sie trat zu ihm, löste flink mit ihren weißen Fingern die Wehr von ihm und hängte sie unterhalb des Madonnabildes an der Wand an einem Nagel auf, der früher nicht dort gewesen war. Martino sagte nichts; er kehrte sich hastig um und ging, und nachher wurde nicht mehr vom Ercolino gesprochen. Er blieb an seinem Nagel unter der ewigen Lampe der Madonna hängen und wurde nicht mehr angerührt, als wenn Giovanna den Staub von ihm abwischte. Aber seit jenem Tag liebte Sora Terenzia ihre Schwiegertochter im Leben und Tod.

Martino war zur selben Zeit so wunderlich. Der verlegene Ausdruck wollte nicht von seinem Gesicht verschwinden. Er war wie gewöhnlich viel von Hause abwesend, begann aber auch sich merkwürdig viele Nebengeschäfte in der Richtung der Piazza S. S. Apostoli zu machen. Oft hatte er eine Zeichnung oder ein Werkzeug vergessen: das war zwar auch früher vorgekommen; aber damals hatte er immer einen Lehrjungen hingeschickt. Und nie nahm er seine Frau mit sich ins Freie, nicht einmal zur Messe. Er schämte sich natürlich, sie zu zeigen, so garstig, wie sie aussah. Aber das Gerücht von ihr hatte sich doch in Rom verbreitet, und oft standen Müßiggänger an den Hauswänden auf der andern Seite des Platzes und blickten zu Giovannas Fenster auf, um möglicherweise eine Spur von „Martino Lunghis Meerkatze" zu entdecken, wie sie genannt wurde. Die Meerkatze besorgte ihre häuslichen Pflichten schweigsam und rasch, wie es ihre Art war, zeigte keine Freude, wenn Martino heimkam, keinen Verdruß, wenn er ging, sprach selten mit der Schwiegermutter und dann nur von gleichgiltigen Dingen; aber wenn sie etwas sagte, so klang ihre Stimme so warm und so weich, daß Sora Terenzia ihr lauschen mußte wie einem Saitenspiel, und wenn sie drinnen in ihrer Kammer sang, so ließ die Alte alles fallen, was sie in Händen hatte; diese Stimme schien ihr das ganze Haus mit Sommerdüften und strahlendem Licht zu erfüllen. Sie sang keine Mariahymnen, sondern Liebeslieder, einfach und schmucklos nach Volksart, aber doch wunderbar zur Andacht stimmend.

Martino hatte erwartet, Gegenstand spöttischer Bemerkungen von seiten der Freunde und Feinde zu werden, als er sich ohne Ercolino an seiner Seite in Rom zeigte. Er ging mit wacher, gleichsam gespannter Miene umher; alle bemerkten, daß er nicht mehr der Alte war, und wie die Dinge standen, wagte sich niemand an ihn. Aber es verstand sich von selbst, daß es jetzt zu Ende war mit seinen Raufereien und wilden Auftritten, nachdem er keine Wehr mehr trug. Darum vermied man es, ihn zu beleidigen, es sollte gleichsam nicht länger so sein. Und er beunruhigte niemand.

Manchmal, wenn er von der Arbeit ausruhte, setzte er sich abseits und zog ein kleines Notizbuch hervor, in das er mit nachdenklicher Miene schrieb. Einmal entglitt es zufällig seiner Tasche, ohne daß er es bemerkte, und der Werkmeister, der es fand, sah, daß er Verse in das Buch geschrieben hatte. Nun ja, Meister Martino war ja ein gelehrter Mann; er hatte schon vor mehrern Jahren einen Band Liebesgedichte herausgegeben.

Eduard Renggli, Luzern*). Plakatentwurf („Eusi Fähnli") für die Schweiz. Landesausstellung 1914, mit dem 2. Preis ausgezeichnet.

Er trank tapfer wie früher; aber von Frauen wollte er nichts wissen. Und den Grund dafür erzählte er auch ganz aufrichtig seinem Freund Andrea Sacchi, als sie sich einmal draußen in der Stadt trafen.

Es war der 20. März 1649 — er vergaß den Tag nie; es war ein Merktag in seinem Leben. Er war drunten am Tiber gewesen, um im Gasthaus zum „Bär" einen reisenden französischen Herrn zu treffen, der von Kardinal Mazarin einen Brief und eine größere Geldsumme für ihn mitbrachte, die zum Bau der S. S. Vincenzo ed Anastasio verwendet werden sollte. Als er den schweren Beutel mit Dukaten einsteckte, dachte er, daß er wahrscheinlich aus der französischen Staatskasse gestohlen worden war. Vor der Hotelpforte traf er Andrea Sacchi, der von der Villa Pamfili außerhalb der Porta S. Pancrazio nach Hause zurückkehrte; er malte dort draußen für den Vetter des Papstes, Don Camillo, eine liegende Venus. Andrea war einige Jahre älter als Martino und sah heute recht alt aus mit seiner mürrischen Miene; er war gewiß in schlechter Laune. Die beiden Freunde hatten den gleichen Weg und leisteten sich Gesellschaft.

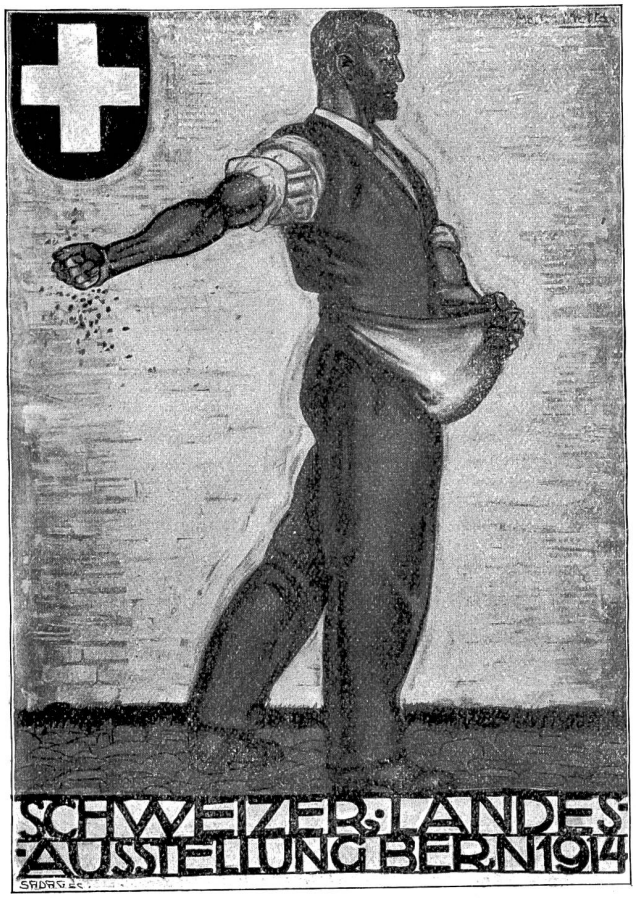
„Jaso, du kommst von Kythere!" scherzte Martino. „Geht es gut dort mit der Malerei?"

„Weder dort noch anderswo. Man sollte eigentlich nicht mehr malen, wenn man, wie ich, nichts taugt!"

„Du taugst doch! Aber du bist träge, Andrea!"

„Ja, die Leute glauben es. Aber ich weiß besser, wo der Schuh mich drückt. Es ist die Jugend, siehst du, die Jugend, die verschwunden ist, die schöne Zeit, wo man alles für gut hielt, was man ausführte, weil man eben mit Feuer und Leiden-

*) Vgl. „Die Schweiz" XI 1907, 154. 166 f.



Otto Baumberger, Zürich. Plakatentwurf (Motto: „Motta") für die Schweiz. Landesausstellung 1914, mit dem 2. Preis (ex æquo) ausgezeichnet.

schaft arbeitete und sich einbildete, daß man numine inflatus, von einer Gottheit besessen sei, die einen zum Malen antreibe. Nein, wir wollen durch diese Gasse gehen!"

„Warum?"

„Ich will nicht an der Luigikirche vorüber. Dort ist seit drei Jahren eine Staffelei für mich aufgestellt, damit ich für Kardinal Barberini einen verteufelten Heiligen malen soll. Er nimmt die halbe Kirche ein, hindert die Leute am Vorwärtskommen, und ich werde krank, wenn ich ihn sehe. Ich wollte, der Blitz schlüge drein und würfe das verdammte Gerüst um, weil der Kardinal hartnäckig verlangt, daß es stehen bleiben soll; ich werde doch nicht einen einzigen Farbenklecks mehr auf diese Wölbung setzen. Ich kann nicht, ich will nicht, ich mag nicht, und wenn man nicht leben müßte, so würde ich auch Don Camillos Venus nicht übernommen haben. Aber seine Geliebte ist ja so ein herrliches Modell — hast du sie gesehen, Marianella mit dem Goldhaar im Trastevere? Nicht? So komm heut abend mit mir, dann lassen wir alle Höllenhunde des Hades los... Keine Gefahr, Don Camillo ist verreist! Sie hat einen sizilianischen Wein so feurig und goldgelb, wie sie selber ist, und sie hat eine jüngere Schwester, die dir wohl gefallen wird. Kommst du mit?"

„Nein!" war die abweisende Antwort.

Andrea lächelte höhnisch.

„Nein, das ist wahr, dir gefallen schöne Frauen nicht mehr; du hast eine unnatürliche Leidenschaft für die häßlichen!"

„Schweig' mit solchem Gespött," rief Martino aus; „du weißt sehr wohl, daß ich mich verheiratet habe, ohne meine Frau vorher gesehen zu haben!"

„So komm mit zu Marianella, sofern du nicht allzusehr in deine Meerkatze verliebt bist!"

„Ich bin nicht in meine Frau verliebt!" Er sagte dies heftig, wie um sich gegen eine Ehrbeleidigung zu verteidigen.

„Aber sie hat dich vielleicht gebeten, nicht zu andern Frauen zu gehen?"

„Sie bittet mich um gar nichts. Dazu ist sie zu stolz und zu anspruchslos. Wenn sie mich um etwas bäte, so wüßte sie, daß ich ihre Bitte erfüllen würde, und deshalb bittet sie mich nicht."

„Das verstehe ich nicht!"

„Nein, du verstehst die Frauen nicht, du, der nur mit Freudenmädchen verkehrt hat!"

„Aber du, du hast jetzt eine ‚Frau' getroffen?"

„Ja!"

Es entstand eine Pause.

„Nun, so komm heute abend mit!"

„Nein, ich komme nicht, und ich will dir sagen, warum, wenn du es auch nicht verstehst. Giovanna weiß, daß sie häßlich ist, sie weiß, daß sie Martinos Meerkatze genannt wird, und sie weiß auch, daß ganz Rom mir recht und ihr unrecht geben würde, wenn man wüßte, daß ich zu andern Frauen ginge. Als sie sich mit mir verheiratete, da war es ihr völlig klar, daß sie von mir weder Treue verlangen noch erwarten dürfe, weil sie so häßlich. Just deshalb soll es nicht heißen, daß ich zu andern gehe. Sie hat schon Demütigungen genug erlebt, weil sie mit diesem Gesicht geboren worden ist, sie soll durch mich nicht daran erinnert werden. Und wenn sie vernähme, daß ich Liebesfreuden außerhalb des Hauses suchte, so würde sie nicht ein Wort sagen, nicht eine Träne vergießen, ja, nicht einmal mich durch Schweigen strafen; aber sie würde einen so todestraurigen Blick in den Spiegel werfen, wie ich ihn schon mitunter an ihr bemerkt habe, und aus ihrem verwundeten Herzen würde ein so langer, zitternder, qualvoller Seufzer steigen, den, wie sie meint, niemand hört, der aber einen vor Scham und Mitleid wahnsinnig machen könnte. Nun weißt du also, warum ich heute abend nicht zu Marianella komme. Und jetzt weißt du auch, warum ich bei Tageslicht nie mit Giovanna spazieren gehe. Wenn die Römer über uns beide den Mund verzögen und ich sähe es, so würde sie sich einbilden, daß ich ihr grollte oder dadurch gemartert würde, und diesen Schmerz will ich ihr ersparen. Genug davon!"

(Schluß folgt).

Liebesfest

Meine Liebe ist nicht laut und geht nicht hell am Tage:
Wenn in Purpurglut des sinkenden Gestirns die Erde
Steigt sie empor und dehnt die Schwingen weit [träumt,
Zum Flug in fernes, nie betretnes Land.
Auf goldumsäumter Wolke hält sie an:
Tief unten liegt die Welt,
Wo über Berge und das grüne Tal
Die Nacht auf müden Pferden schreitet stumm und fahl
Und hie und da durchs Dunkel flackernd bricht
Von Menschenhand ein zag und zitternd Licht.
Ob wohl dort unten, auf dem Erdenland,
Ein Mensch, gleich dir, an Sinn und Geist verwandt,
Zum Liebesfest gen Himmel zieht des Nachts?

Karl Sax, Zürich.

Redaktion: **Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser,** Zürich.